

STEVE MARTIN

Sehr erfreut, meine Bekanntschaft
zu machen

Buch

Santa Monica, Kalifornien, ist der perfekte Wohnort für Leute, die ein bisschen anders sind – hier tummelt sich alles, was exzentrisch ist. Doch selbst gemessen an diesen Maßstäben nimmt sich Daniel Pecan Cambridge, 33 Jahre alt, seltsam aus. Der mathematisch hoch begabte junge Mann leidet unter psychischen Zwängen, die sich gewaschen haben: Eine gemäßigte Form von Autismus paart sich aufs Skurrilste mit verschiedenen Phobien und Zwangsneurosen. Das Benutzen von Fahrstühlen oder öffentlichen Verkehrsmitteln und das Überqueren von asymmetrischen Straßenkreuzungen etwa sind für Daniel ein Ding der Unmöglichkeit. Deshalb verlässt er sein Apartment nur in seltenen Ausnahmefällen. Obwohl er keiner geregelten Arbeit nachgeht, ist Daniel stets vollauf beschäftigt: mit der Lösung mathematischer Denksportaufgaben, die Stunden höchster Aufmerksamkeit erfordern; mit dem Kontrollieren der Glühbirnen in seiner Wohnung: Sie müssen alle zusammen exakt 1.125 Watt verbrauchen; und dann sind da die Besuche der schönen grünäugigen Clarissa, seiner Therapeutin. Erst als er beinahe von der schönen Philipa verführt wird, mit seinem Nachbarn um den Block joggen muss und seine Therapeutin Clarissa samt ihrem kleinen Sohn bei ihm Unterschlupf sucht, gerät seine streng geordnete Welt aus den Fugen – und öffnet ihm den Weg in ein neues Leben ...

Autor

Steve Martin wurde mit seinen Filmen »Roxanne«, »L. A. Story«, »Der Vater der Braut« und zuletzt »Der rosarote Panther« weltberühmt. Doch nicht alle wissen, dass der 55-jährige Schauspieler aus Waco/Texas auch ein brillanter Autor ist. Dies stellt er mit seinem zweiten Roman, der ebenso wie »shopgirl« die amerikanischen Bestsellerlisten stürmte, erneut unter Beweis. »Sehr erfreut, meine Bekanntschaft zu machen« hat wieder alles, wofür Leser und Kritik ihn lieben: den zärtlichen Blick auf seine Figuren, die klare und unverstellte Sprache und einen unvergleichlichen Witz.

Von Steve Martin außerdem bei Goldmann lieferbar:

shopgirl. Roman (45622)

Steve Martin

Sehr erfreut,
meine Bekanntschaft
zu machen

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Detlev Ullrich

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2003
unter dem Titel »The Pleasure of My Company«
bei Hyperion, New York.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Januar 2007

Copyright © der Originalausgabe 2003
by 40 Share Productions, Inc.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2004

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Nancy Merritt Rose

NG · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-46194-4

ISBN-13: 978-3-442-46194-3

www.goldmann-verlag.de

Für meine Eltern

*If I can get from here to the pillar box
If I can get from here to the lamp-post
If I can get from here to the front gate
before a car comes round the corner ...*

*Carolyn Murray will come to tea
Carolyn Murray will love me too
Carolyn Murray will marry me
But only if I get from here to there
before a car comes round the corner ...*

Mick Gowar,
from *Oxford's One Hundred Years
of Poetry for Children*

Angefangen hat alles mit einem Tippfehler.

Ohne diesen Tippfehler wäre ich nie auf solche Gedanken gekommen – weil ich die Zeit gar nicht gehabt hätte. Ich wäre viel zu sehr mit meinen neuen Freunden beschäftigt gewesen, die ich bei Mensa kennen lernen wollte, der Internationalen Gesellschaft der Genies. Ich hatte den IQ-Test bei ihnen gemacht, aber als ich mein Ergebnis bekam, fehlte eine Zahl. Wo war die 1, die vor der 90 hätte stehen sollen? Um volle 50 Punkte verfehlte ich die Kategorie »Genie« – kaum genug, um bei dem Verein die Bleistifte anzuspitzen. Mein Antrag auf Mitgliedschaft wurde also abgelehnt, und vor mir lag ein hoffnungsloser Papierkrieg, um diesen Irrtum zu korrigieren.

Wegen dieses Tippfehlers musste ich meine Pläne ändern und hatte freie Stunden, mit denen ich nicht gerechnet hatte. Viele davon verbrachte ich an meinem Fenster zur Straße. Ein schöner Ausblick: Ich kann den Pazifik sehen, auch wenn ich mich dazu ganz schön weit hinauslehnen muss, also eigentlich bis ich fast vornüber

falle. Auf der anderen Straßenseite reihen sich mehrere Wohnanlagen mit exotischen Namen aneinander – Quelle einer nicht endenden Abfolge von Bildern des menschlichen Lebens. Mein Haus heißt *Chrysanthemum* und beherbergt vor allem junge Leute, die zwar nicht den Eindruck machen, als seien sie arbeitslos, es jedoch sind. Leute in den Vierzigern scheinen *Rose Crest* zu bevorzugen. Paare mit erwachsenen Kindern zieht es nach *Tudor Gardens*, und die Alten sammeln sich in *Ocean Point*. Das heißt, man kann sein ganzes Leben hier verbringen, ohne aus dem Viertel wegzuziehen.

Neulich habe ich Elizabeth gesehen. Welch eine Augenweide! Sie hat mich allerdings nicht gesehen – weil sie mich gar nicht kennt. Aber gab es nicht auch eine Zeit, in der sich Liz Taylor und Richard Burton noch nicht begegnet waren? Das muss doch nicht heißen, dass sie nicht damals schon ineinander verliebt waren – an einem metaphysischen Ort. Elizabeth hämmerte gerade ein Schild mit der Aufschrift **ZU VERMIETEN** in die Blumenrabatte vor *Rose Crest*. Direkt unter ihrem Namen, Elizabeth Warner, stand eine Telefonnummer. Ich schrieb die Nummer auf und ging zur Tankstelle, um sie anzurufen, doch als mich die Stimme auf dem Anrufbeantworter aufforderte, wer weiß wie viele Knöpfe zu drücken, ließ ich es sein. Nicht, dass ich es nicht geschafft hätte, ich wollte es einfach nicht zu kompliziert machen. Einmal winkte ich Elizabeth von meinem Fenster aus zu, aber vielleicht gab es Reflexe auf der Scheibe oder irgendetwas, jedenfalls reagierte sie nicht. Am

nächsten Tag ging ich zur gleichen Zeit raus und versuchte, in meine Wohnung zu schauen. Tatsächlich war nichts zu sehen – obwohl ich eine Stehlampe ans Fenster gestellt und ihr eines meiner Hemden übergezogen hatte.

Ich gelangte auf die andere Straßenseite, weil ein paar Meter von meiner Wohnung entfernt zwei abgesenkte Einfahrten einander gegenüberliegen. Es ist für mich schwierig, ehrlich gesagt, unmöglich, die Straße an Ecken zu überqueren. Die Symmetrie zweier abgesenkter Einfahrten, die einander gegenüberliegen, kommt mir entgegen. Ich sehe, wie andere Leute die Straße an der Bordsteinkante überqueren, und verstehe nicht, wie sie das schaffen. Ist eine Bordsteinkante nicht abstoßend? Eine unsinnige Erhöhung, die sich zwischen Straße und Fußweg drängt? Fußgängerübergänge sind absolut vernünftig, aber so, zwischen zwei Furcht einflößenden Bordsteinkanten, könnten sie genauso gut auf dem Grund des Marianengrabens liegen. Wer hat sich das einfallen lassen? Ein Verrückter wie Daffy Duck?

Jetzt denken Sie wahrscheinlich, ich bin entweder benadelt oder stehe unter Mordverdacht. Warum nicht beides? Jetzt mal im Ernst, ich stehe tatsächlich unter Mordverdacht, allerdings ganz entspannt und definitiv unschuldig. Ich wurde zwar ziemlich bald entlastet, aber verdächtig bin ich immer noch. Blicken Sie nicht mehr durch? Ich erkläre es Ihnen. Vor acht Monaten wurde mein Nachbar von unten, Bob, der Elektriker, erstochen. Die Polizei kam, um mich zu vernehmen –

reine Routine – und Ken, einer der Beamten, sah einen Parka mit Blutflecken an meiner Garderobe hängen. Dann fanden sie im Labor Fasern von meinem Parka an der Leiche. Kommen Sie auf mein Alibi? Denken Sie kurz nach.

Na?

Also, es war so: Eines Abends kam eine nackte Frau aus der Wohnung von Bob, dem Elektriker, gestürzt, völlig hysterisch. Ich schnappte meinen Parka und warf ihn ihr über die Schultern. Dann kam Bob und nahm sie mit, aber dabei war er so freundlich, dass es mir schon verdächtig vorkam. Richtig misstrauisch wurde ich allerdings leider erst eine Woche später, nachdem die nackte Frau ihm ein Küchenmesser in die Leber gerammt hatte. Eines Tages dann kam die nackte Frau, jetzt angezogen, und gab mir meinen Parka zurück – ohne zu wissen, dass Blut und andere erdrückende Beweise seinen Rücken befleckten. Auch ich wusste es nicht – bis der clevere Cop den Blutfleck an dem Parka sah, der an einem Kleiderhaken neben der Küche hing. Die Polizei prüfte meine Geschichte, und sie klang überzeugend. Amanda, die hysterische Frau, wurde verhaftet. Womit der Fall erledigt war.

Jedenfalls fast. Ich stehe immer noch unter Verdacht, wenn auch nicht im herkömmlichen Sinne. Meine kurze kriminelle Karriere erlebt zurzeit eine Neuauflage, denn den Machern von *Crime Show*, einer Dokuserie im Fernsehen, in der echte Morde nachgestellt werden, gefiel die Sache mit dem blutbefleckten Parka, und mir

fiel die Rolle zu, die falsche Fährte zu legen. Sie sagten, ich bräuchte »nur mich selbst zu spielen«. Als ich wissen wollte, wie das ginge, sagten sie mir, ich sollte einfach ich selbst sein, aber ich weiß nicht genau, was sie damit meinten.

Ich hoffe, mein Status als Mordverdächtiger kommt mir bei meinem ersten Treffen mit Elizabeth zugute. Vielleicht lässt sich die Sache damit ein bisschen aufpeppen. Natürlich werde ich ihr im gleichen Atemzug erzählen, dass ich schon lange entlastet bin, aber erst nach einer winzigen Sekunde, damit sie auch wirklich fasziniert ist.

Das bedeutendere Thema – bei dem ich ein Wörterbuch der Philosophie konsultieren würde, wenn ich eins hätte – ist die Vorstellung, mich selbst zu spielen. Was mache ich mit meinen Händen, wenn ich mich selbst spiele? Sind sie in meinen Taschen? Ich weiß es einfach nicht mehr. Es fällt mir schon ziemlich schwer, ich selbst zu *sein*, z. B. auf Partys. Ich fange an, mich mit jemandem zu unterhalten, und plötzlich merke ich, dass ich nicht mehr ich selbst bin, dass ein anderes Ich die Kontrolle übernommen hat.

Je weniger aktiv der Körper ist, umso aktiver wird der Geist. Ich saß seit Tagen herum, und von Neugier getrieben schweiften meine Gedanken zu einem peripheren Thema ab: Wenn auf meinem Einkaufszettel zwei Dinge stehen, nämlich Sojasauce und Talkumpuder, dann könnten diese zwei Dinge verschiedener nicht sein. Soja ist scharf und salzig. Talkum ist glatt und sei-

dig. Und dennoch gibt es beides in ein und demselben Laden, im Lebensmittelgeschäft. Flugzeuge und Autos ähneln einander.

Aber ginge man zu einem Autohändler und sagte: »Nicht schlecht, aber haben Sie vielleicht auch Flugzeuge?«, würden sie einen für verrückt halten.

Ich meine also, dass diese Frage, die mir im Kopf herumgeht – was es bedeutet, mich selbst zu spielen – mit dem Problem der Sojasauce zusammenhängt. Verstehen Sie? Meine Freunde von Mensa würden es verstehen. Soja und Talkum schließen einander aus. Soja ist nicht Talkum und umgekehrt. Ich bin kein anderer, und ein anderer ist nicht ich. Trotzdem gibt es uns in ein und demselben Laden. Dem Laden des Seins. Das sind meine Gedankengänge, und sie zeigen deutlich, was Mensa entgangen ist.

Zu viel Denken erzeugt auch falsche Vorstellungen über kausale Zusammenhänge zwischen Ereignissen, die nichts miteinander zu tun haben. Wie an dem Morgen, als der Toast genau in dem Augenblick herausprang, als ein Auto mit einem Nummernschild aus Arizona vorbeifuhr. Zusammenhang? Zufall? Muss mein Toaster eingeschaltet sein, damit ein Auto mit einem Nummernschild aus Arizona vorbeifährt? Problematisch ist natürlich, dass ich mich oft so verhalte, als gäbe es diese Zusammenhänge tatsächlich, und dass ich, wenn beispielsweise ein Auto mit einem Nummernschild aus Nebraska vorbeifährt, sofort zum Kühlschrank starre, um zu sehen, ob die Tür aufgegangen ist.

Ich bin zurzeit viel zu Hause, da ich gut bei Kasse bin (\$600,- auf dem Konto und die Miete für den nächsten Monat schon bezahlt), und eigentlich keine Notwendigkeit besteht, mir Arbeit zu suchen. Das mit der Arbeitssuche ist ja sowieso ein bisschen schwierig, wenn ich an die mangelhafte Gestaltung der Straßen denke – mit ihren abstoßenden Bordsteinkanten und den schlecht ausgerichteten Einfahrten. Um zu Rite Aid zu kommen, dem beeindruckend gut sortierten Drugstore, einer Bezugsquelle für alles Mögliche, von Bonbons bis zum Bergzelt, muss ich ein gewundenes Labyrinth durchwandern, das ich einmal im Sommer nach Wochen vergeblicher Versuche entdeckt habe. Aber später mehr zu Rite Aid (Oh mein Gott, Zandy – so süß! und was für eine phantastische Pharmazeutin!).

Meine Großmutter (mein Engel und Retter) schickt mir von ihrem Anwesen regelmäßig Umschläge mit Bargeld oder anderen Zahlungsmitteln, die mir das Leben möglich machen. Dieses Anwesen ist recht nett. Stellen Sie sich Tara vor, leicht zusammengequetscht, in die Länge gezogen, und dann mit Lehmziegeln verkleidet. Ich würde sie wirklich gern besuchen, aber eine Reise zu ihr, nach Helmut, Texas, würde mich zwingen, Massenverkehrsmittel zu benutzen, und das steht mit auf der Liste meiner Tabus. Ansammlungen von vier Menschen oder mehr halte ich einfach nicht aus, es sei denn, ich kann eine Matrix konstruieren, in der ich eine Person mit der anderen im Zusammenhang bringe, z. B., indem ich ähnliche Hemdmuster miteinander verbinde. Und Flug-

zeuge, Züge, Busse und Autos... nein danke. Vor zwölf Jahren bin ich nach Kalifornien gekommen; damals war ich noch uneingeschränkt reisefähig, aber auf Grund einer Reihe persönlicher Erfahrungen mit geschlossenen Räumen, Gummirädern und der Logik des Kofferpackens änderte sich das sehr schnell, und es war einfach nicht mehr möglich, nach Hause zurückzukehren.

Jetzt denken Sie vielleicht, ich bin einsam, weil ich nicht unterwegs bin, aber so ist es nicht. Im naturgegebenen Durcheinander eines Mietshauses wirken die Prinzipien der Entropie, und deswegen klopft früher oder später zwangsläufig jeder beim anderen an. Und so wurde ich der Mann mit dem Weizengrassaft. Nach dem Mord jagten die Gerüchte wie Furien durch das Haus, und schon bald sprachen alle miteinander. Philipa, die flotte und muntere Schauspielerin, die eine Treppe über mir wohnt, schwatzte mit mir, während ich in der halb offenen Wohnungstür stand (auch sie wurde vorübergehend verdächtigt, da der kurz darauf ermordete Elektriker sie einmal drei Sekunden lang gegen ihren Willen umarmt hatte und dabei seine Hand ungebührlich tief gerutscht war – sie hatte jeden wissen lassen, wie sehr sie das mitgenommen hatte). Philipa erzählte mir, sie sei ganz aufgeregt wegen eines bevorstehenden Castings beim Fernsehen. Ich sagte, ich könnte ihr einen Weizengrassaft machen. Sie sollte sich entspannen, um fit zu sein. Also kam sie herein, und ich mischte ein paar Kräuter in einem hohen Glas. Als kleinen hilfreichen Zusatz halbierte ich dann noch eine Inderal, die ich immer in mei-

ner Pillendose bei mir trage, und verrührte sie mit dem Saft. Inderal ist ein Herzmittel, das harmlose Arrhythmien beseitigt, die ich manchmal habe, das jedoch als Nebenwirkung auch Lampenfieber lindert. Jedenfalls berichtete Philipa später, es wäre das beste Casting ihres Lebens gewesen, und sie hätte zwei Rückrufe bekommen. Möglich, dass der mit Inderal versetzte Saft gar nichts damit zu tun hatte – aber vielleicht ja doch. Auf jeden Fall glaubte sie an den Weizengrassaft und kam von da an in regelmäßigen Abständen und wollte mehr davon. Sie kam vorbei, nahm einen kräftigen Schluck, setzte sich ein Weilchen hin, erzählte von ihrer Schauspielerei und ging dann zu ihrem nächsten Casting – mit einer winzigen Dosis eines Medikaments im Körper, das ihre Betarezeptoren blockierte.

Wenn sich die Umlaufbahn des Mondes jedes Jahr um einen Zentimeter verschiebt, dann wird er irgendwann – in einer Zukunft, die so fern ist, dass man sie sich nicht vorstellen kann – anfangen zu trudeln und schließlich auf, sagen wir, Indien stürzen. Eine halbe Inderal in Weizengrassaft ein- oder zweimal die Woche ist also kein ernsthaftes Problem, aber wenn ich – um bei dem Bild zu bleiben – weiter mit Philipa auf einer Umlaufbahn bleiben will, dann muss ich mir größere Mengen verschreiben lassen. Was an sich nicht schwierig ist, ich muss dem Doktor nur mein Leiden etwas eindringlicher schildern, und schon gibt es mehr Pillen. Das eigentliche Dilemma begann, als Philipa eines Nachmittags klagte, sie schlafe schlecht. Sie fragte, ob ich nicht viel-

leicht irgendeinen Saft hätte, der hilft? Ich brachte es nicht fertig, nein zu sagen, weil ich sie inzwischen lieb gewonnen hatte. Nicht so wie Elizabeth, die Immobilienmaklerin, die zu einem Objekt der Begierde geworden war, sondern eben wie das nette Mädchen von nebenan, dessen Abenteuer ich mitverfolgte wie in einer Seifenoper im Fernsehen.

Philipa war sich nicht bewusst, dass dies die glücklichen Jahre ihres Lebens waren, in denen sie jeden Tag voll Hoffnung erwachte und zuversichtlich ans Werk ging. Sie lebte mit einem soliden, in meinen Augen jedoch beschränkten Typen zusammen, der zweifellos bald verschwinden und einem flotteren Hirsch Platz machen würde. Ich ging in die Küche und mischte etwas Orangensaft, Proteinpulver, eine Pflaume und einen Spritzer flüssigen Johanniskrautextrakt (von Rite Aid) und gab dann, in guter Absicht, aber in falscher Einschätzung der Situation, eine Viertelformeltablette Quaalude dazu.

Diese Pillen waren von einer College-Party übrig geblieben und lagen seitdem in meiner Küchenschublade herum, immer noch in der Originalverpackung. Ich wusste nicht einmal, ob sie überhaupt noch wirkten, bei Philipa schienen sie jedoch anzuschlagen, denn zehn Minuten, nachdem sie mein Elixier getrunken hatte, trat ein verträumtes Lächeln auf ihr Gesicht und sie sank in meinen Sessel und erzählte mir alles über ihren derzeitigen Freund. Er hieß Brian, und Philipa schilderte mir seinen gewaltigen, großartigen Penis, erst mit den Wor-

ten »... super Schwanz...« – sie hatte angefangen zu lallen – und dann, als sie poetischer lallte, beschrieb sie ihn als »gleichförmigen Pfeiler mit einer leicht parenthetischen Krümmung«. Offensichtlich war sie monatelang von ihm besessen gewesen – bis sie dann eines Tages nicht mehr von ihm besessen war. Brian glaubte immer noch, dass sein Ding Mittelpunkt ihrer Beziehung wäre, und Philipa fühlte sich verpflichtet, mit ihm zusammenzubleiben, weil es ja schließlich ihre Fixierung auf seinen nie versagenden Penis gewesen war, die Brian in ihr Bett gebracht hatte. Und nun musste sie mit diesem gewichtigen Teil zurechtkommen – auch wenn ihr Interesse abgeflaut war.

Der Quaalude-Trunk wurde zu einem Ritual – zunächst einmal im Monat, dann alle zwei Wochen, dann alle zwei Tage – und schließlich fing ich an, mich jeden Abend gegen elf Uhr zu verstecken, wenn Philipa bei mir klingelte. Mein Vorrat an der geheimen Ingredienz schwand allmählich, und ich war froh, denn langsam zweifelte ich an der moralischen Vertretbarkeit der ganzen Aktion. Obwohl Philipa mir eines Abends, während sie darauf wartete, dass das Pflaumen-Orangen-Elixier wirkte, erzählte, dass der Saft ihr Interesse an Brians Ding neu belebt hatte, und dass sie gern dalag und ihn an ihr herummachen ließ. Ja, so gefiele es ihr jetzt – sie halb weggetreten und Brian voll in Fahrt. Als ich begann, die Dosis zu verringern – aus Gewissensgründen und des schwindenden Vorrats wegen – ließ ihr Interesse an ihm nach, und ich wusste, dass Brian wieder auf dem

absteigenden Ast war. Eine Zeit lang konnte ich den Takt ihrer Beziehung vorgeben wie ein Dirigent, aber schließlich fühlte ich mich so unwohl dabei, dass ich Philipa absetzte – ohne dass sie je etwas von der Droge gewusst hätte –, und das ganz ohne schädliche Nebenwirkungen. Aber irgendwie hielt die Beziehung.

Ich lebe in Kalifornien, in Santa Monica – ein perfekter Ort für Behinderte, Homosexuelle, Leute aus dem Showbusiness und all die anderen, früher marginalisierten Mitglieder der Gesellschaft. Nicht der Durchschnitt ist hier die Norm. Wer aus Omaha hierher zu Besuch kommt, der fällt auf wie der Hintern einer Señorita beim Umzug zum Puerto Rican Day. Als ich bei Rite Aid (acht Häuserblocks von meiner Wohnung entfernt, ich brauche ungefähr 47 Minuten, um hinzukommen) den Aufruf zu einem Wettbewerb sah, bei dem man einen zweiseitigen Aufsatz zu dem Thema »Warum bin ich der durchschnittlichste Amerikaner?« schreiben sollte, fragte ich mich also, ob die Veranstalter allen Ernstes glaubten, sie könnten in dieser Klapsmühle mit Strandzugang einen durchschnittlichen Amerikaner finden. Auf dem Pappaufsteller mit dem Aufruf warb der Sponsor für seinen tiefgefrorenen Apfelkuchen. Ich schnappte mir ein Teilnahmeformular, und während ich nach Hause eilte (35 Minuten – neuer Rekord), begann ich im Kopf schon den Aufsatz zu verfassen.

Die Herausforderung bestand nicht darin, mich als durchschnittlich zu präsentieren, sondern mich sympathisch zu machen, ohne zu lügen. Ich glaube, ich wirke

recht angenehm, aber in einem Aufsatz einen sympathischen Eindruck zu machen, ist etwas ganz anderes, als im Leben sympathisch zu sein. Im Allgemeinen nehme ich die Leute nach und nach für mich ein, und 500 Wörter reichen einfach nicht, um mich bei jemandem beliebt zu machen. Dafür bräuchte ich mehrere Jahre und 500 bis 1000 Blatt Papier. Ich wusste, ich musste buhlen, übertreiben und dick auftragen, um im Sympathie-Zeitlimit zu bleiben. Daher wäre es nicht gut, wenn mein rührseliges patriotisches Ich die 500 Worte schriebe. Gut wäre ein Mädchen, dessen dunkle Haarwurzeln durch das Wasserstoffblond schimmerten, eins, das so heftig lachte, dass ihm Coca-Cola aus der Nase kam. Die würde Ihnen doch auch gefallen. Aber Miss Coca-Cola-Nase würde diesen Aufsatz nicht als dieses Coca-Cola-Mädchen schreiben. Sie würde sich aufrichten, ihre Haare ordnen, ihren Slip zurechtziehen und anfangen zu schreiben.

»Ich bin durchschnittlich, weil...«, schrieb ich, »...ich hier am Strand von Santa Monica stehe, der Pazifik meine Zehen umspült, und ich weiß, dass ich am westlichsten Rand unseres Landes lebe, und dass ich ein Nachfahre der Siedler bin, die als Pioniere nach Kalifornien kamen. Und ist nicht jeder Amerikaner ein Pionier? Wohnt dieser Geist nicht in jedem von uns, in jeder Stadt, in jedem Herz auf jeder Landstraße, in jedem Reisenden in jedem Wohnmobil, in jedem Amerikaner, ob er nun in einer Villa lebt oder in einem Slum? Ich bin durchschnittlich«, schrieb ich, »weil der Ruf des Individua-

lismus gelassen in meinen Adern strömt, ohne große Aufmerksamkeit zu erregen – wie die stille Macht eines Apfelkuchens, der zum Abkühlen am offenen Fenster steht.«

Ich hoffe nur, dass die Leute von Mensa diesen Aufsatz nie zu Gesicht bekommen – nicht, weil es so aussieht, als würde ich eine arme Firma manipulieren, die doch nur ihren tiefgekühlten Kuchen verkaufen will, nein, weil ich während der 24 Stunden, in denen ich den Aufsatz schrieb, von jedem Wort zutiefst überzeugt war.

Dienstag und Freitag sind meine großen Tage. Zumindest ab zwei Uhr nachmittags. Um zwei Uhr nachmittags kommt Clarissa. Sie redet mit mir, exakt 45 Minuten, aber sie ist kein richtiger Seelenklempner, sie studiert noch. Offiziell kommt sie also zu Besuch, und sie hat grüne Augen. Sie bringt jedes Mal ein kleines Geschenk mit, manchmal eingeschweißte Muffins, ein anderes Mal Telefonkarten. Ich nehme an, es sind Spenden. Sie fragt mich, wie es mir geht, und sie erinnert sich immer an eine Sache vom letzten Mal, an die sie anknüpfen kann. Wenn ich ihr gesagt habe, dass ich mit der neuen Telefonkarte meine Mutter anrufen würde, denkt sie daran, mich zu fragen, wie das Telefonat war. Das bringt mich in Verlegenheit, denn wenn ich sage, dass ich meine Mutter anrufe, lüge ich, weil meine Mutter tot ist – seit sechs Jahren, wenn ich mich nicht irre. Es bringt Clarissa in Verlegenheit, denn sie weiß, dass meine Mutter tot ist, und sie meint, sie dürfte mich nicht verärgern. Ich weiß, dass ich lüge und sie nicht darauf hereinfällt, und sie denkt, ich bin verrückt und falle selbst darauf he-